Spiel und Sport.

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.


Nr. 6.

Monat November.


1889.

Das heutige Athen.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten in Athen, bei denen auch unser vaterländisches Gefühl betheiligt ist, haben die Aufmerksamkeit Deutschlands neuerdings auf jene uralte Stätte menschlicher Kultur gelenkt. An diese Kulturstätte des Alterthums mahnen im heutigen Athen allerdings nur noch alte Tempelreste. Ueber die heutige Hauptstadt des Griechenlandes entnehmen wir den anziehenden „Reiseerinnerungen aus Griechenland" von Professor H. Blümner folgendes Bemerkenswerthe:

Von dem großstädtischen Leben ist in Athen nicht viel die Rede. Zwar sind die Straßen ungemein belebt; in den engen Gassen der Altstadt giebt es ein beständiges Schieben und Drängen, und auf den breiten Boulevards der neuen Stadt fluthet gegen Abend, wenn die Sonne sich gesenkt hat, die elegante Welt auf und nieder — und in Athen tragen sich nicht nur die Damen ungemein elegant, sondern auch die Herren leisten in spitzen Schnabelschuhen und bunten Kravatten das Menschenmöglichste. Es giebt auch einige Gasthöfe im großen Stil, u. A. das komfortabel eingerichtete Grand Hotel des Etrangers am Konstitutions-Platz; aber alles in allem hat man doch immer mehr die Empfindung, sich in einer volkreichen Provinzialhauptstadt zu befinden, als in der des Landes und in der Residenz eines Königs. In den Restaurants, größeren wie kleineren, speist man ganz nach der Uhr, zu bestimmten Stunden; wer später kommt, riskirt, die auf der Speisekarte angegebenen Speisen ganz oder theilweise aufgegessen zu finden, und es kann recht gut vorkommen, daß man um 9 Uhr Abends nur noch mit Mühe etwas Ordentliches zu essen bekommt. Und wenn bei Eintritt der kühleren Jahreszeit die Sommertheater in Phaleron und beim Eintrachtsplatze geschlossen werden, dann weiß der Fremde, der keinen Anhalt an irgend eine Familie oder geschlossene Gesellschaft hat und an Tingeltangeln keinen Geschmack findet, in der That nicht, was er mit seinen Abenden anfangen soll. In diesem Winter freilich hat das neue, lange im Bau befindliche Theater endlich seine Pforten geöffnet, aber mehr als ein paar italienische Opern giebt es auch da nicht zu hören, und die Preise sind noch dazu unverschämt hoch. Zum Glück kann der Deutsche — und ich verstehe darunter die Angehörigen deutscher Zunge überhaupt — in dem deutschen Klub der „Philadelphia", welcher ein eigenes Haus mit Restaurant, Billard und einer (allerdings unglaublich schlechten) Kegelbahn besitzt, bei Einführung durch ein Mitglied jederzeit freundlichster Aufnahme gewiß sein; er findet hier einen Kreis von deutschen, österreichischen, schweizerischen Landsleuten, in welchem er manche angenehme Stunde verleben wird, und auch die Küche des biedern Pankalos, obgleich nicht immer allen Ansprüchen genügend, bietet doch neben einigen griechischen Nationalgerichten so viel nach guter deutscher Art bereitete Speisen, daß man die heimischen Fleischtöpfe dabei weniger vermißt, als wenn man in einem der größeren Restaurants seine Mahlzeiten einnimmt.



Das heutige Athen.

In einem Punkt aber ist es in Athen trefflich bestellt, das ist das Fuhrwesen. Die Droschken sind sämmtlich sehr gut, zum Theil elegant ausgestattete Zweispänner, und dabei kostet die gewöhnliche Fahrt innerhalb der Stadt nicht mehr als eine Drachme (70 Pf.). Die Tramways fahren nach verschiedenen Richtungen in ziemlich schneller Aufeinanderfolge, und sie fahren sehr gut, da sie mit drei Pferden bespannt sind. Namentlich in der heißen Jahreszeit werden sie sehr viel benutzt; der Athener wartet manchmal 4—5 Minuten auf den Abgang eines Wagens, wenn er mit demselben auch nur ein Straßenviertel weit zu fahren hat. Nach Phaleron, das als Seebad viel besucht ist und wo sich Nachmittags ein sehr lebhaftes und interessantes Strandleben entwickelt, führt eine Dampftram, welche mit Ausnahme der Mittagsstunden alle halbe Stunden Züge abläßt; ebenso kann man alle halbe Stunden mit der Eisenbahn nach dem Piräus gelangen. Da ich einmal beim Loben bin, so will ich auch der trefflichen, theilweise sehr hübsch eingerichteten Cafés gedenken, welche den braunen Trank der Levante, allerdings

nach türkischer Art in kleinen Täßchen mit dem Satze, aber in vorzüglicher Qualität kredenzen und in denen man nur über den absoluten Mangel europäischer Zeitungen zu klagen hat.

Das Wort „europäisch“ ist mir nicht unwillkürlich entschlüpft. Die Griechen selbst geben ihrem Lande eine eigenthümliche Sonderstellung, denn in den griechischen Zeitungen findet man regelmäßig die drei Rubriken der europäischen, anatolischen und hellenischen Angelegenheiten; in den Geschäften werden die aus England, Frankreich oder Deutschland eingeführten Waaren (und das ist weitaus die Mehrzahl, denn Griechenland selbst erzeugt in industrieller Hinsicht so gut wie gar nichts) als europäische bezeichnet.

Nicht minder genußreich und belehrend, als das Studium der athenischen Ruinen und Museen, sind die Ausflüge in die nähere und fernere Umgegend. Die reiche Abwechslung, welche die nächste Umgebung Roms in der scheinbar gleichförmigen und doch so unendlich mannigfaltigen Campagna bietet, hat Athens Umgebung freilich nicht; aber dafür ist der Reiz der Landschaft hier entschieden beträchtlich größer. Der Blick, welchen man von der Höhe des Lykabettos auf die attische Ebene, auf die Berge des Hymettos, Pentelikon, Parnes, in weiterer Ferne auf die Küste von Megara, Akrokorinth, und seitlich auf das nahe blaue Meer und die in demselben schimmernden Eilande genießt, wird einem jeden, der die leichte Mühe der Besteigung des originell geformten Felskegels nicht gescheut hat, unvergeßlich bleiben. Der Jünger der Alterthumswissenschaft aber wird sicherlich nicht versäumen, nach Kolonos hinauszugehen, wo vom Hügel weithin in's Land die Marmorstelen schimmern, welche zum Andenken an die in Athen verstorbenen Archäologen K. O. Müller und Ch. Lenormant errichtet sind. Ganz eigenartig schön ist der Anblick, welchen von hier aus der Burgfelsen mit der zu seinen Füßen liegenden Stadt und dem Kranz von Bergen ringsherum darbietet; auch decken noch heute bläulich schimmernde Oelbäume des vom Kephissos durchzogene Thal; aber vergeblich lauscht der Wanderer auf die „in grüner Schlucht klagende Nachtigall“, die einst zu Sophokles Zeiten hier sang, und wenn er vom Kolonoshügel wieder zur Stadt hinabsteigt, so kann es ihm passiren, daß ein auf freiem Felde verwesender todter Esel, an dem die hoffnungsvolle hellenische Jugend ihren nicht gerade zarten Muthwillen ausläßt, ihn aus den althellenischen Reminiszenzen unsanft in die, ach! so anders geartete Gegenwart zurückführt.

Das englische Vollblut.

Nicht allein die Geschichte des englischen Vollbluts, nein, überhaupt die Geschichte des Pferdes schreiben, ist in der That nichts anderes, als die Geschichte der Menschheit schreiben, denn keins unserer Hausthiere ist so mit uns verwachsen und flößt uns so viel Interesse bezüglich seines Herkommens ein, als gerade das Pferd, das auch von allen anderen uns dienenden Thieren am zweckentsprechendsten eingerichtet ist, denn keins hat die vielen Vorzüge in sich vereint, wie wir sie am Pferde finden.

Ueber die Herkunft des Pferdes gehen die Meinungen und Ansichten Vieler auseinander, doch scheint es zweifellos, daß das Pferd aus Asien stammt, wo auch einst unsere Wiege stand.

Die ältesten Völker, die Arier, kannten bereits das Pferd, verherrlichten und opferten es, Zoroaster gedachte schon in dem heiligen Buche Zend-Avesta des Pferdes, allein es war ein ganz anderes Ding, als unser jetziges schönes, edles Roß.

Wollen wir, soweit Raum uns zur Verfügung steht, uns in gedrängter Kürze zur Geschichte des englischen Vollbluts wenden, so bleibt uns nichts übrig, als zunächst das „arabische Pferd“ einer Besprechung zu unterwerfen, denn die Geschichte des englischen Vollbluts ist eng mit ihm verknüpft. Arabien, ein Land, das jetzt einen der höchsten Ehrenplätze auf dem Gebiete der Pferdezucht einnimmt, hatte in allerfrühester Zeit keine oder nur äußerst wenige Pferde.

Als die Araber, so erzählt uns Herodot, gegen Griechenland marschirten, ritten sie Kameele. Hiob, ca. 1500 v. Chr., besingt dagegen das Streitroß. Mag nun die Geschichte, die Sage schwanken und wanken wie sie will, so viel steht immerhin fest, Arabien war kein mit Pferden gesegnetes Land, aber um so mehr kümmerte sich der Eingeborene um seine Zucht, machte es zu seinem ganzen Sein, und zollte ihm eine Liebe, Verehrung und Achtung, wie wir sie bis zum heutigen Tage in der Weise nicht wieder finden.

Salomo — ca. 1000 v. Chr. —, ein besonderer Pferdeliebhaber, importirte eine erhebliche Anzahl Pferde aus Egypten und Syrien und entfaltete mit diesen, bei seiner Hochzeit mit der Königin von Saba, eine seltsame Pracht, wohl ein Beweis, daß Arabien noch ein pferdearmes Land war.

Die Zurückführung des arabischen Pferdes auf diese Importirten, oder auf die 5 Stuten, Tuiye, Kohail, Saklawia, Djulfe und Manefy, welche Mahomed und seine Begleiter auf der Flucht von Mekka nach Medina — 622 n. Chr. — ritten, ist nun wieder eine Streitfrage, so viel ist jedoch erwiesen, daß gerade dieser Stamm sich völlig rein im Blut erhalten hat und ist wohl anzunehmen, daß die erwähnten 5 Stuten als Stammmütter des arabischen Pferdes anzusehen sind.

Der Araber rechnet seine Pferde mit zu seinen Familienmitgliedern und die Thiere sind auch seltsam vertraut mit ihnen. Den Ursprung dieses edlen Thieres schreibt er Gott zu, der gesagt hat: „Wind von Morgen, verdichte Dich, ich will ein Pferd aus Dir machen.“ Aus einer handvoll dieses Morgenwindes bildete dann der Herr das Roß. Aus diesem Grunde nennt er es auch „Trinker der Lüfte“.

Ferner sagt der Araber: „So viele Körner Du Deinem Rosse giebst, so viele Sünden werden Dir im Paradiese vergeben.“ —

Im arabischen Pferde, das ist genügend bekannt, finden wir einen Aristokraten mit fleckenlosen Ahnen.

Betreten wir nun mit aller Hochachtung und Ehrfurcht den englischen Boden und suchen wir zu ergründen, wie es der Engländer angefangen hat, eine solche wunderbar schöne, ausdauernde Spezialität zu züchten?

Als der römische Feldherr Cäsar 55 v. Chr. an der Küste Britanniens landete, um zu zeigen, daß auch der Arm Roms über den Kanal reiche, fand er dort kleine, aber sehr flüchtige Pferde; das sind wohl die ältesten Anzeichen, die wir von dort haben. Nach und nach vollzog sich ein Umschwung. Alfred der Große, 871—901, der nach vielen Mühseligkeiten zur Regierung kam, setzte seine Kraft zur inneren Ausbildung des Volks ein und gewöhnte dasselbe an Häuslichkeit und Thätigkeit. Unter ihm finden wir die ersten Rennpferde — running horses —, doch nicht englisches, sondern eingeführtes deutsches Blut.

Was auf dem Gebiete der Pferdezucht in England nach und nach emporblühte, ging durch den Sturm der Kreuzzüge wieder zu Grunde.

Wenngleich nun auch die Könige Heinrich II., Johann ohne Land, Eduard II. und III., Heinrich VIII. 2c. viele Verdienste um das Fortschreiten der Pferdezucht sich erwarben, so beginnt die Geschichte des englischen Vollbluts doch erst mit dem Ende der Stuarts unter Carl II. 1660. Dieser Fürst importirte morgenländische Hengste und paarte sie mit auserlesenen englischen Landstuten, die royal mares genannt wurden, in denen auch schon orientalisches Blut floß.

Zunächst müssen wir uns nun klar machen, was ist eigentlich „Vollblut“? So viele Händler schleudern uns bei Anpreisung ihrer Waare „echt englisch Vollblut“ in's Gesicht, und es ist kein wahres Wort daran. Graf Holmer giebt folgende Definition für das englische Vollblut:

„Vollblut ist, durch rein morgenländisches, edles Blut, mit sorgfältiger Vermeidung jeder Beimischung des Nördlichen, nunmehr in England konstante Race, welche bei richtiger Kreuzung der rein edlen Individuen, sorgfältiger Pflege und der fortwährend angewandten Prüfung des Erzielten durch Wettrennen sich auf demjenigen hohen Punkte der Vollkommenheit erhält, durch den sie im Musterlande fortblüht.“

Die Definition ist recht schön und verständlich und es fehlt auch jede offizielle Feststellung, allein sie scheint sich historisch insofern nicht ganz zu bewahrheiten, als sich eine geringe Beimischung nordischen Bluts bis auf den berühmten englischen Hengst Eclipse nachweisen läßt. Man könnte einfach sagen: „Englisch Vollblut ist dasjenige Blut, was im General Stoodbook eingetragen ist.“ Das General Stoodbook ist ein Adelsregister der Pferde, das bis in die Zeit 1603, also bis Jakob I. zurückgeht.

Die Vorzüge des Vollbluts bestehen im Allgemeinen in einer sehr reichen und schnellen Blutbereitung, in Festigkeit, Dichtheit des Knochengerüstes, bei sonst feiner Anlage, festanliegender Haut, kräftiger Muskulatur, Schnelligkeit, Energie der Bewegungen und enormer Ausdauer, und in mehr Gehirn- und Nervenmasse als bei gewöhnlichen Pferden.

Auf drei morgenländische Hengste, deren Abkunft man aber nicht nachweisen kann, wird nun die heutige englische Vollblutzucht zurückgeführt und es hießen die Hengste Byerleys Turc, ein Beutepferd; Godolphin, zuerst ein Karrenpferd, und Darleys Arabian.

Das Blut dieser drei, ohne allem Zweifel vorzüglichen Hengste zieht sich durch die ganze Zucht, in erster Linie in dem bereits erwähnten Eclipse, der Stolz der englischen Zucht, in dem das meiste Blut von Darleys Arabianstamme fließt.

Hieraus erhellt, daß das mit Fug und Recht weltberühmte englische Vollblut ursprünglich ein orientalisches Thier ist, immerhin mit einer schwachen Beimischung nordischen Blutes, das aber durch das Klima, durch die Einflüsse des Bodens, durch die Lebens- und Erziehungsweise sich, wie es jetzt ist, umgestaltet hat. —

Unsere verehrten Leserinnen, welche dem Reitsport huldigen, machen wir auf die bei Paul Parey in Berlin erschienene Reitinstruktion „Die Dame als Reiterin“ von Adolf Schlaberg, Major, aufmerksam. Das Buch giebt, unter ausgesuchtester Höflichkeit, der Schülerin in knappen, sachlichen und sehr leicht verständlichen Worten Alles an die Hand, was sie zu wissen benöthigt ist. Die Zeichnungen, welche den Text noch anschaulicher machen, sind von dem bekannten Maler F. W. Heine gefertigt.

Wandernde Witze.

Witze und Anekdoten, namentlich solche, die auf ein wenn auch noch so bescheidenes Quantum von Originalität Anspruch erheben dürfen, sind internationales Eigenthum. Wandervögeln gleich schweifen sie unstät von Land zu Land, ruhelos und flüchtig, hier und da lokalen Veränderungen unterworfen, vererben sie sich von Generation auf Generation, dem Fluche der Unsterblichkeit verfallen.

Ein ganz merkwürdiges und amüsantes Beispiel von der Wanderschaft eines Witzes erzählt ein amerikanischer Journalist, dessen Name nicht genannt wird, wie folgt: „Ein junger Doktor, der im Uebrigen aber ein Mensch war, an dessen Glaubwürdigkeit zu zweifeln ich keinen Grund hatte, machte eine Reise. Als der Zug, auf dem er sich befand, eben Toledo, O., verlassen hatte, stieß dem Zeitungsjungen, der auf der zuletzt genannten Station eingestiegen war, um uns mit den neuesten Neuigkeiten zu versehen, ein Unfall

zu, der unser Aller Mitleid für ihn rege machte und uns veranlaßte, für ihn zu sammeln. Jeder gab sein Scherflein, und nur ein in einer Ecke sitzender Mann, der mir seines verbissenen Gesichtsausdrucks halber bereits aufgefallen war, weigerte sich ganz entschieden, sich an dem guten Werk zu betheiligen. Als er die entrüsteten Mienen der anderen Passagiere sah, stand er auf und sagte: „Meine Herren, ich gebe Ihnen nichts, weil ich nichts habe. Ich bin nämlich seit gestern verheirathet und bin gerade auf meiner Hochzeitsreise begriffen. Meine Frau konnte ich nicht mitnehmen, da mir mein Geldbeutel das nicht erlaubte.“ —

„Die Geschichte, die mir mein Freund erzählt hatte, amüsirte mich ungeheuer,“ fährt der Journalist fort, „wer beschreibt aber mein Erstaunen, als ich am nächsten Tage bereits einen eben aus Europa zurückgekehrten Bekannten traf, der mir im Laufe der Unterhaltung Folgendes als neuestes Produkt kontinentalen Witzes erzählte: Auf einem Donaudampfer, es war in der Nähe von Pest, sah ich einen Mann, der so trübsinnig in das Wasser starrte, daß ich, einer mitleidigen Regung folgend, ihn anredete und fragte, wo es denn fehle.

„Ach, mein Herr,“ antwortete der sonderbare Kauz, „ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie traurig ich bin. Gestern habe ich geheirathet und bin nun auf der Hochzeitsreise, leider aber allein, denn ich hatte nicht genug Geld, um meine Frau mitnehmen zu können.“ —

Schaudernd bedeckte der Journalist seine Ohren mit den Händen und floh. Auf der Straße traf er einen Freund, der ihn zum Abendessen einlud und ihm versprach, ihn in seinem Hause mit einem sehr interessanten und viel gereisten Manne bekannt machen zu wollen. Er willigte ein und lauschte eine Stunde später den wirklich hübschen und spannenden Erzählungen des interessanten und vielgereisten Mannes.

Nachdem derselbe alle möglichen Reiseabenteuer zum Besten gegeben hatte, begann er plötzlich: „Ein sehr guter Witz ist mir jüngst in Egypten auf einem Nildampfer passirt. Es befanden sich mehrere Europäer an Bord. Plötzlich gewahrte ich einen jungen Mann, dessen hübsches, aber melancholisches Gesicht mein Interesse wachrief. Ich näherte mich ihm und fragte ihn, warum er so traurig sei. — „Ach,“ sagte er, „lieber Herr, ich —“, weiter kam der Erzähler nicht, denn der Journalist war mit einem jähen Ruck aufgesprungen, hatte die Thür aufgerissen und war hinausgestürmt, als sei ihm ein ganzes Heer von Furien auf den Fersen. Der Unglückliche hatte geahnt, daß ihn zum dritten Male der junge Ehemann vorgestellt werden sollte, welcher seine Hochzeitsreise allein hatte machen müssen.

Am nächsten Tage besuchte er einen Kollegen, dem er sein Ungemach erzählte. Der aber schüttelte sich vor Lachen und sagte, nachdem er Thüren und Fenster verriegelte, um seinen Freund am Ausreißen zu hindern: „Armer Junge, ich kann Dir nicht helfen, Du mußt jetzt das Original jenes internationalen Witzes hören, das ich zufällig kenne. Ein alter Buchhalter, der in einem großen New-Yorker Handelshause angestellt war, eröffnete eines schönen Tages seinem Chef, daß er gesonnen sei, sich demnächst zu verheirathen. Sofort gewährte ihm der Letztere eine Woche Urlaub, während seine Kollegen für ihn zusammenschossen, um das nöthige Reisegeld für eine anständige Hochzeitsreise aufzubringen. Seelenvergnügt und mit vollen Taschen trollte der Alte ab, um zwei Tage später zu heirathen.

Einige Zeit darauf — der Urlaub war noch nicht verstrichen — machte der Chef eine kleine Vergnügungsreise und traf in dem fashionablen Hotel des Badeortes, in dem er ein paar Tage verweilen wollte, seinen Buchhalter, der fröhlich schmunzelnd vor einem Glase Wein saß. „Nun, wie kommen Sie denn hierher?“ fragte er ihn. — „Ich bin auf meiner Hochzeitsreise.“ — „Wo haben Sie denn aber Ihre junge Frau?“ — „Die habe ich zu Hause gelassen.“ Das ist die Originalgeschichte. Die übrigen —“ Der Erzähler kam nicht weiter, ein donnerndes Krachen schlug an sein Ohr; der gemarterte Kollege hatte die verschlossene Thür mit einem Fußtritt gesprengt und war hinausgestürzt.

Gesellschaftsspiele.

Würfelspiele.

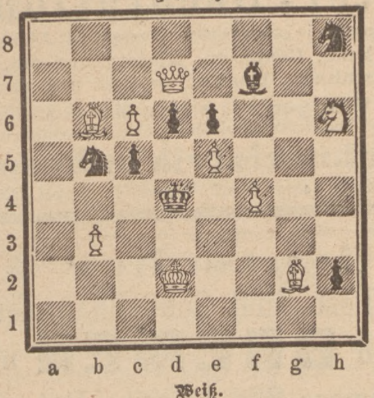
Kesseltreiben. Dieses Würfelspiel kann von einer beliebig großen Zahl von Personen gespielt werden. Man vertheilt zunächst an jeden Anwesenden, je nachdem man dem Spiele eine längere oder kürzere Dauer geben will, eine gewisse Anzahl Streichhölzer oder Zahnstocher, nehmen wir an: an jeden vier Stück. Dann stellt man durch Uebereinkunft oder durch Auswürfeln fest, wer anfangen soll und welche drei Zahlen aus der Zahlenreihe 1 bis 6 zum Kesseltrieb Verwendung finden sollen; wählen wir heute die Zahlen 1, 2, 3. Die niedrigste, die Zahl 1, bedeutet „vor“, die mittlere, die 2, „in den Pott,“ die höchste, die 3, „zurück“. Sobald nun Würfel auf 1 fallen, schiebt der Werfende ebenso viele von seinen Streichhölzern „vor“, d. h. er giebt sie seinem Nachbarn zur Linken, für jede 2, die er geworfen hat, legt er ebenso viele Hölzer in den „Pott“, d. h. bei Seite, so daß dieselben aus dem Spiele verschwinden, und für jede 3 giebt er die entsprechende Anzahl „zurück“, d. h. seinem Nachbar zur Rechten. Auf diese Weise wird gewürfelt, bis sämmtliche Hölzer nach und nach in den Pott verschwinden, d. h. in die Streichholzbüchse zurückwandern. Wirft ein Spieler, der nur ein Holz noch besitzt, eine 1 oder 3 und zugleich eine 2, so wird nach der Regel verfahren: „Pott geht unter allen Umständen vor;“ wirft er in demselben Falle eine 1 und eine 3, so lautet die Regel: „Vor geht vor.“ Hat nun noch ein Spieler Hölzer, so kann man diesen als den Verlierer betrachten; man kann aber auch ausmachen, daß selbst der Besitzer des letzten Holzes noch weiter würfeln darf, und sonach das letzte Holz so lange um den Tisch wandert, bis der letzte Inhaber „in den Pott“ wirft und dann den vorher bedungenen Theilbetrag der Zeche bezahlen muß. Wer kein Holz mehr besitzt, würfelt natürlich so lange nicht mit, bis ihm ein solches wieder zugespielt wird. Nach beendigtem Spiel bestimmt der Verlierer drei neue Zahlen und beginnt auf's Neue zu würfeln.

Allerlei Aufgaben.

Schachaufgabe

Nr. 6. von J. Desanges. Nr. 6.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 5.

1. Se4—d2	1. Kf4—g3
2. Dc5—d4	2. h4—h3
3. Sd2—f1 matt.	

Wenn der König nach g4 geht, oder der Bauer gezogen wird, so folgt 2. Sg5—e4 und 3. Dame setzt matt.

Quadrat-Räthsel.

Die Buchstaben im Quadrat sind so zu ordnen, daß sie von links nach rechts und von oben nach unten ergeben:

D	K	S	S
N	N	Z	R
O	O	O	O
A	A	E	E

1. eine Blume,
2. einen Bestandtheil der atmosphärischen Luft,
3. ein Natronpräparat,
4. Stammvater eines biblischen Riesengeschlechts.

Skat-Aufgabe.

Wie müssen die übrigen Karten sitzen, wenn einer der Spieler in jeder Hand einen Grand verlieren müßte, zu dem er die vier Aß, die vier Zehnen, Kreuz- und Pique-König hat, während die fehlenden beiden Könige im Skat liegen und jeder der Gegner nur in einer Farbe renonce ist.

Räthsel.

1.

Es sind sechs Worte zu bilden, welche bedeuten: 1) Inbegriff der Staatsgewalt, 2) Einen türkischen Titel, 3) Eine Hafenstadt Rußlands, 4) Einen Held der Karolingischen Sage, 5) Eine schwedische Münze, 6) Einen Vogel.

Die Silben, woraus die 6 Worte zu bilden sind, sind: di, ef, gier, sen, jew, ko, kra, la, land, ni, nich, on, re, ro, re, ung.

Die Anfangs- und Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, ergeben: Einen deutschen Dichter und eines seiner Dramen.

2.

Kein Reicher kann mich entbehren,
Der Arme nur braucht mich nicht,
Kein' Weihnacht kannst Du bescheeren
Wenn Dir's an mir gebricht,
Geburtstag aber der Theuern,
Den magst Du festlich begeh'n,
Nur wolltest Du ihn feiern,
Dann wünschst Du mich wiederzuseh'n.
Dein Liebchen hat mich nöthig,
Doch ist sie Deine Frau
Dann ward sie meiner ledig.
Nun suche, rath' und schau'.

3.

Drei kleine Worte laden
Dich ein zu ihrem Mahl,
Doch ist für reiche Leute
Die Mahlzeit recht frugal.

Und wenn man die 3 Worte
Zu einem zusamm'nsetzt,
Hat schon manch tapfrer Krieger
D'ran seinen Zahn gewetzt.

4.

Wenn wir den Frühling wieder schau'n
Auf Flur und Trift und Matten,
Und hüpft die Zweite durch die Au'n
In mancher Ersten Schatten,
Dann sing' ich nicht wie Silbe Zwei
Mit andachtsvollem Sinne,
Nein, wie das Ganze froh und frei
Von Lenzeslust und Minne.

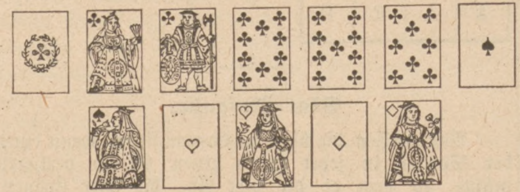
Auflösungen zu Nr. 5.

Auflösung des Quadraträthsels in Nr. 5.

E	r	l	e
R	a	a	b
L	a	h	r
E	b	r	o

Lösung der Piquet-Aufgabe in Nr. 5.

Der siegende Spieler hatte 4 Aß und Quarte von der Zehn in Treff und Quarte von der Zehn in Pique. Er wirft die 4 Pique und Treff-Sieben und hat dafür 4 Damen und Treff-Buben gekauft. Seine Karte sieht nun so aus:



Der Gegner hatte die Quinte vom Buben in Coeur und in Careau und die beiden Könige in Coeur und Careau. Er wirft die beiden Könige und hebt dafür Treff-König und Pique-König auf.

Der Sieger sagt also an:

6 Blatt	6
Quinte in Treff 15	21
Vierzehn Aß 14	95
Vierzehn Damen 14	109
Alle Karten gezählt 40	149
Sie spielen und zählen 12 Stiche 12	161
Letzter Stich 3	164
Leese 10	174
Vole 40 Summa:	214

Lösung der Sechsundsechzig-Aufgabe in Nr. 5.

A. hat



sagt 20 in Pique an, gleich 23 Points, darauf 20 in Coeur, wieder gleich 23 Points, und hat mit Careau-20 66, ohne diese letztere auszuspielen.

Auflösung der Räthsel in Nr. 5.

Flicken, Flecken, Flocken.

Psalm — Salm — Alm.

Letter — Retter — Vetter — Wetter.

Lösung des Homonym.

Gefallen.

Vermischte Mittheilungen.

Eigenthümliche Theaterzustände herrschen in Kuba. Dort gehört es zu den Amtspflichten des Alkalden, bei dramatischen Aufführungen zugegen zu sein und die Schauspieler zu bestrafen, wenn sie es seiner Ansicht nach verdienen. Einst spielte eine Wandertruppe der Sorte, die man in den Vereinigten Staaten „Barnstormers“, hier zulande „Schmieren“ nennt, das Stück „Der gordische Knoten“ in einem kleinen kubanischen Städtchen. Die Künstler hatten schlecht gelernt und der Souffleur mußte sich schrecklich quälen. Am Ende der Vorstellung trat der Direktor, wie üblich, an die Rampe und verkündete: „Meine Damen und Herren, morgen werden wir die Ehre haben, vor diesem distinguirten Publikum „Der Philosoph, ohne es zu wissen“ zu geben.“ — „Halt!“ herrschte der Alkade ihm zu, „Ihr habt heute das Stück „Der gordische Knoten“ ohne es zu wissen gespielt; steht es morgen mit dem „Philosophen“ ebenso, dann sperre ich Euch ein.“

Ein Philosoph über das Duell. „Du wirst Dich also duelliren?“ — „Um mich tödten zu lassen? Niemals! Das Leben ist uns nur geliehen, wir dürfen also nicht frei darüber verfügen. Wir sind gleichsam nur Miether unseres Körpers — —“ — „Aber man wird ja nicht gleich getödtet.“ — „Wir sind als Miether auch nicht mit den Reparaturkosten beauftragt.“

Verlag und Druck von Otto Drewitz in Berlin N., Monbijouplatz 10. — Verantwortlich für die Redaktion: E. H. Siegfriedt.